

VERDALAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 10.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 3. März 1890.

Preis: Vierteljährlich 2 1/2 Mark.

36. Jahrgang.



In Abwesenheit der Herrschaft. Gemälde von Wilh. Geißler.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Eine alte Geschichte.

Novelle von L. Haidheim.

Nachdruck verboten.

„Polle!“ dröhnte die Stentorstimme des pensionierten Justizamtmanns Blüthrig durch die Nachmittagsstille des schmucken kleinen Hauses an der Langen Straße in Sillburg.

Und nochmals „Polle!“ Totenstille überall. Der Jagdhund, der vor einer der Stubenthüren des Parterre auf einer Matte schlief, wachte auf, klopfte schläfrig einigemal mit dem Schwanz auf die Fliesen; rührte sich aber weiter nicht; die schwarz-, grau- und braungefleckte Katze, die sich eifrig putzte, was „Gäste ins Haus“ bedeutet, hörte dagegen erschreckt mit ihrer Beschäftigung auf und sprang davon.

„Sie ärgert sich nämlich, wenn ich sie Polle rufe!“ flüsterte der alte Herr mit jovialem Lächeln dem jungen Begleiter im Reiseanzug zu, der eben mit ihm vom Bahnhofe gekommen war und nun neben ihm auf dem Treppenabsatz stehen blieb.

„Poldel! Apollonia Zwietgießer!“ dröhnte es wieder durch die trauliche Stille, die nur von dem Ticktack der alten großen Hausuhr im Flur unterbrochen wurde.

„Zum Kuckuck, wo steckt der alte Hausdrache denn?“ murmelte der Justizamtmannt eben, als es unten lebendig wurde.

Eine alte Frau, sauber wie aus dem Ei geschält und mit dem gutmütigsten, lächelndsten Gesicht von der Welt wurde sichtbar; sie band sich noch in aufgeregter Eile die Schürze vor.

„Entschuldigen der Herr Amtmann, ich zog mich nur gerade ein bisschen an!“ sprach sie herauf und sah erstaunt auf den großen, schlanken Herrn, der da neben dem dicken, rotwangigen Mietsherrn stand und ihr völlig fremd war.

„Werte Frau Apollonia Zwietgießer! Ich habe Besuch bekommen! Mein Nefse! Wissen Sie, der, welcher bei den Wilden war. Geessen haben wir schon, wir möchten nun gern Kaffee trinken: der im Hotel ist ja gar nicht zu genießen!“

Ueber Pollens Gesicht flog ein freundlich bestätigender Schimmer. „Sogleich, Herr Amtmann, sogleich! Das Wasser kocht noch! Hätten Herr Amtmann doch nur vorhin ein Wort davon gesagt.“

„Wußt ich's denn, Pollchen? Der Mensch schneit mir da mitten im Mai von Yokohama in meine Bude hinein. Nun avanti, lieber Junge!“ rief er dann, sich nach seiner Stube wendend.

Die Alte blickte den beiden Herren nach und lief dann in die Küche.

„Da wären wir! Gesegnet sei dein Ein- und Ausgang. Ja! Sieh dich nur um! Für mich alten Kerl ist's gut genug hier!“ Damit öffnete der Amtmann die Thür und ließ den Nefsen zuerst eintreten.

„Himmel, wie traulich! Man merkt's gleich, Onkel, daß man daheim ist! Daheim! Und wie das gut thut!“ rief der Jüngere und stand, sich mit vergnügter Ueberraschung umsehend, mitten in dem großen, behaglichen Zimmer, dessen zwei östliche Fenster nach dem Garten zu von üppig wuchernden Weinreben umrahmt waren. Die beiden anderen gingen auf die Lange Straße, von der eben der militärische Schritt einer Abteilung des im Städtchen garnisonierenden Infanterieregiments heraufkante.

„Nun, lege ab, mein Junge, 's wird dir wohl ganz wettermäßig langweilig in diesem kleinen Neste vorkommen, aber mir thust du mit deinem Kommen einen riesigen Gefallen.“

Der alte Herr lief hin und her, nahm dem lieben Gast die Reisetasche und das kostbare am Riemen im Etui getragene Fernglas ab, legte alles dreimal auf eine andere Stelle und war so vergnügt und so sichtbar in froher Aufregung, daß der Nefse ihn noch einmal umarmte und sich sofort wie zu Hause fühlte.

Unterdes huschte über den Flur unten ein leichter Mädchenschritt, und die Tochter des Hauses erschien in der Küche, wo Polle eifrig mit der Kaffeemühle hantierte. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt; auf dem angenehmen Gesicht lag eine ruhige Klarheit, und der Ernst in ihren dunkel beschatteten grauen Augen paßte dazu.

„Loni, was gab's denn? Warum ist Herr Amtmann schon nach Haus gekommen?“ fragte sie und stellte eine Krysstallchale, die sie im Garten mit Blumen gefüllt hatte, auf den Küchentisch, um Wasser darauf zu gießen.

„Hat Besuch, Fräulein Ilse! Der Nefse, den die Wilden braten wollten!“ berichtete die Alte, die letztere Notiz völlig gläubig wiederholend, wie der Amtmann sie ihr schon vor Monaten vorgelesen.

„Davon hat er ja gar nichts gesagt!“

„Ja, nicht wahr? Hätt' er's nicht sagen können? Aber er hat's selbst nicht gewußt.“

„Wie sieht er denn aus, Loni? Will er bleiben?“

„Weiß nicht,“ beantwortete diese die letzte Frage zuerst.

„Ein großer Herr, von Statur wie der Herr Lieutenant, aber nicht so hübsch, lange nicht so hübsch, Fräulein Ilse.“

„Natürlich nicht, Loni, mein Max ist der herrlichste von allen!“ lachte das junge Mädchen.

„Ja, das muß wahr sein! Der andere —“ sie zeigte mit einem Blick nach der schön geweißten Decke ihrer Küche, wo eben in dem darüber liegenden Zimmer des Amtmanns die Schritte der hin und her gehenden Männer hörbar wurden — „der andere hat so ein mageres, graubraunes Gesicht, aber sonst ganz hübsch manierlich, ja!“

„Und nun wollen sie Kaffee trinken? Mach' ihn dann

nur gut und extra stark, Loni, solche Herren sind verwöhnt. Dieser ist sogar in Arabien gewesen, wo die beste Sorte wächst,“ mahnte Fräulein Ilse.

„Du lieber Gott! Na, ich hätt's mir denken können! Er war so complaisant, der Herr Amtmann! Der kennt sich aus auf die Weiber, ja!“ nickte die Alte.

Als sie den Kaffee hereintrug, saßen beide Herren im Sofa und rauchten, und der Amtmann sagte in seiner warmen, gastlichen Freundlichkeit: „Nun, da ist der Kaffee! Und ich wette, die gute Apollonia hat eine Hand voll Bohnen extra dazu gethan! Du mußt fürlieb nehmen, mein Junge! Bist natürlich verwöhnt, hast das Studium eben allemal an der Quelle betrieben.“

„Ja,“ mischte sich die Alte treuherzig ein, „das sagte Fräulein Ilse auch schon. Ist es denn wahr, daß der Herr da gewesen ist, wo der allerbeste Kaffee wächst? Ja? Ach, Gott, wenn unsereins doch da auch mal hin könnte!“

Die Herren lachten, machten ein paar Späßchen mit ihr, und sie zog ab mit dem Eindruck, daß der junge Herr „einzig nett“ sei.

„Wie wird dir's vorkommen, mein Junge, nach drei Jahren der Reise? Wirst dich sehr schwer gewöhnen!“ sagte der Amtmann dann.

„Im Gegenteile, Onkel! Ich bin reisemüde, mehr als ich je für möglich hielt,“ war die Antwort.

„Und was für Pläne machtest du dir? Wie hast du dir dein Leben in der Heimat zurechtgelegt?“

„Noch gar nicht, Onkel; ich habe nur Sehnsucht nach Ruhe, nach Gemüt und Gemütlichkeit; ehrlich gestanden, hoffe ich, daß du mich eine Weile hier behältst.“

„Hier? In dem kleinen Nest? Natürlich behalt' ich dich! Mit tausend Freuden! Herrje! Mir kann ja nichts Lieberes passieren! Aber ich fürchte, du reißest mir dann doch bald aus, man muß es eben gewohnt sein in so einem Krähwinkel.“

„Ohne Sorge! Aber wie kamst du denn dazu, dich hier festzusetzen? Konntest es ja besser haben! Wenigstens, wenn eine Großstadt was Besseres ist! Ich hab' sie alle satt.“

„Wie es kam? Ja, siehst du, ich wußte es selbst kaum, da saß ich hier fest. Ich besuchte damals den Eduard hier, er und die Ilse, seine Tochter — ein Prachtmädchen; ich kenne keines, was ihr nur das Wasser reicht!“

„Hallo!“

„Ist mein Ernst! Wirst's schon sehen! Na, es gefiel mir also bei ihnen ganz einzig — mein Freund Warnikow kam auch gerade als Präsident hier ans Gericht — und ich wußte ja, sie hatten es knapp.“

„Du sprichst doch vom Major Thonberg?“

„Freilich! Ach so! Du weißt nicht? Er hat nämlich keinen Groschen mehr! Sein Geld ist hin, alles; hatte es Straußberg gegeben.“

„Auch einer? Na, dann muß er eben büßen!“

„Das war's gerade! Nichts behielt er als seine Pension und dies Haus, und darauf steht auch noch 'ne Hypothek, oder zwei! Sie wollten gern vermieten, es kam aber keiner; lieber Gott, wer ist denn hier, der gleich als Junggesell 'ne ganze Etage nimmt? So that ich es. Und es hat mich nie gereut. Ich gehöre zu ihnen; das ist für einen alten Mann ein verteuftelt angenehmes Gefühl.“

„So? Geniert es nicht?“

„Keine Idee! Das einzige Lästige ist, daß man auf einmal Sorgen und Kummer hat.“

Der Doktor fragte nur mit den Augen: „Wieso?“

„Na — wegen der Ilse. Als sie noch Geld hatten, verlobte sich der Lieutenant Granzow mit ihr, ein Juwel von einem Menschen.“

„Also zwei Juwelen!“ neckte der junge Mann und blies Rauchringe in die Luft.

„Wirst's schon sehen. Er hatte nicht viel Vermögen, aber sie war ja wohlhabend; die Hochzeit war also bereits festgesetzt, da kam der Krach, das ganze Vermögen war zum Teufel! Sie hätten vernünftig sein und auseinander gehen sollen, sagen die guten Leute jetzt; natürlich wär's klüger gewesen, aber sie thaten es eben nicht, weil sie sich lieb hatten, und nun warten sie auf den Hauptmann und können noch lange warten bei dem miserablen Avancement in unserm Herzogtum.“

„Solcher Unsinn!“ murmelte der junge Mann.

„Du lieber Gott, Unsinn! Jung und das Herz voll Liebe! Das denkt natürlich, der Proviant reicht für ewig.“

„Na und nun ist's damit aus?“

„Ach, nein, das nicht gerade! Ich weiß wenigstens nichts! Aber die Geschichte macht mir Sorge,“ sagte der Amtmann und ging, die Hände auf dem Rücken, einigemal tiefsinnig in der Stube hin und her.

Auf einmal sprang er ab von seinen Gedanken, trat vor seinen Nefsen und fragte interessiert:

„Und die Tante Lisbeth ist endlich gestorben und hat dir ihre Schätze vermacht? Das war nicht übel! Bist also jetzt ein reicher Mensch?“

„Nun ja, für einen reicht's schon!“ lachte der junge Mann vergnügt.

„Alle Wetter, für zwei und mehr noch. Ich werde dich verheiraten!“

„Gott bewahre mich, Onkel! Ich hab' die Weiber satt!“

„Die da draußen! Aber bei uns!“

„Sie sind alle einander gleich, alle!“

„So? Pfeiffst du auch auf dem Loch? Das soll mich denn doch ärgern!“

„Warum? Bist ja auch ledig geblieben!“

„Nafeweis! Weil ich nichts hatte und sie auch nicht,

als ich jung und verliebt war, wie wahnsinnig verliebt! Heutzutage liebt die Jugend nicht mehr so von ganzer Seele und ganzem Gemüt! Tief unglücklich bin ich damals gewesen, und noch jetzt kann ich nicht gut daran denken! Ueber so was lacht ihr von heute! „Sentimentalität“ heißt ihr's. Meinertwegen. Ich habe meine Flamme lieb gehabt wie ein ganzer Mann, und wenn ich sie heute wieder sähe und sie hätte weiße Haare und Runzeln, bei Gott! mir wäre sie immer die schöne, junge Marie, die ich damals liebte.“

„Das laß' ich mir gefallen, das möcht' ich auch erleben!“ rief der Nefse warm, und seine Augen sahen leuchtend und voll Ueberraschung auf den alten Mann, der ordentlich jung wurde in dieser Erinnerung.

„Und ich möcht' es dir wünschen, Junge! Das Leben will gelebt sein, nicht mit Sinnen und Magen, hinterm Biertisch, oder bei Auster und Champagner! Mit der Seele soll man's leben, und darum, wenn ich einmal die Augen zuthue, so denk' ich, will's Gott, im letzten Augenblick an die Marie, und dann sag' ich: Es war doch süß, das Leben! Und so weh mir auch damals war und so kreuzunglücklich: Ich möcht' dies Leid nicht missen, so wenig wie das Glück; das kurze Glück!“

„O, Liebe, wie bist du bitter!“

„O Liebe, wie bist du süß —“

sang der Nefse mit schöner Baritonstimme.

Der Alte rauchte heftig und ging auf und ab. Beide waren nachdenklich geworden; bei dem Onkel hielt diese Stimmung länger an. Endlich stand er aber wieder vor dem Nefsen still.

„Ich wollte dich eigentlich zu meinem Erben einsetzen,“ sagte er.

„Sehr gütig, lieber Onkel, hoffentlich bedarfst du so bald noch keines Erben!“ lachte er und wunderte sich im stillen über die Gedanken sprünge des alten Herrn, der fortfuhr: „Aber du hast ja nun übergenug! Ich möcht' es jetzt wohl dem Max von Granzow vermachen!“

„Wer ist das?“

„Ich sag' es ja schon: Ilsens Bräutigam! Ihr könnt' ich es ja auch hinterlassen; aber sie soll sehen, daß ich den Max zu würdigen weiß!“

„Du sprichst, als hättest du dich schon zum Abmarsch fertig gemacht! Guck in den Spiegel dort und lache dich aus mit deinen Todesgedanken,“ scherzte der junge Mann.

Der Amtmann that es und lachte wirklich. „Es ist ja auch nicht gerade so gleich nötig!“ sagte er dann. „Ich möcht' dich nun fragen, ob dir's recht wäre, ob du's nicht übel nehmen würdest?“

„Aber mein Gott, Onkel!“

„Allen Ernstes! Ich möcht' es dem Max verschreiben!“

„Dagegen habe ich persönlich nicht das mindeste.“

„Nun — aber?“

„Ich sage mir, daß damit dem Herrn Lieutenant vor der Hand nicht geholfen ist!“

„Ja, das ist der Knoten! Du glaubst nicht, wie mich diese Geschichte peinigt.“

„Man schafft so gern sich Sorg' und Müh,“ zitierte der andere, halb singend, und sah gleichmütig den Ringeln nach, die er kunstfertig in die Luft blies.

Er dachte sehr weise über „thörichte“ Liebesgeschichten und hatte sich „grundsätzlich“ früher, ehe er reich war, niemals länger und tiefer in ein hübsches Mädchen verliebt, als höchstens einige Wochen. „Wozu ist man denn ein vernünftiger Mensch?“ sagte er öfter und hatte kein Mitleid mit Leuten, die „dem ersten Gebot der Vernunft“ nicht nachkamen. Dann erbte er, hängte seinen Professor an den Nagel und ging, die Welt zu sehen. Jetzt, kurz vor der Heimkehr, machte er die zweite und diesmal eine sehr große Erbschaft. Jetzt stand ihm frei, sich zu verlieben, aber sein Herz war kühl und verständig da draußen geworden, es kam nicht einmal mehr zu einem kleinen vierwöchentlichen Liebesrausch.

Als es abendlich wurde, beschloßen die beiden Herren einen Spaziergang.

„Du mußt doch sehen, wie hübsch es hier ist!“ sagte der Onkel vergnügt.

Indem sie die Treppe hinab kamen, klopfte er aber an die erste Thür.

„Was willst du? Was sollen wir da?“ flüsterte sein Gast.

„Nun, du mußt ihnen doch einen Besuch —“

Dazwischen rief schon eine Männerstimme: „Herein!“

„Bist du da?“ brummte der junge Herr, oder vielmehr er dachte es nur, denn schon war die Thür offen, und der Amtmann präsentierte ihn vergnüglich seinem Freunde, dem Major a. D. Thonberg, der ihnen mit offenem herzlichem Gruß entgegen trat.

„Da ist er! Ganz unerwartet! Aber ihr kennt ihn schon, Eduard!“ sagte der Amtmann.

„Zawohl! Kenne Sie schon aus ihren Briefen, mein werter Herr von Demmin. Willkommen! Guck nur einer, wie der Blüthrig sich freut! Na und nun setzen Sie sich. Ilse! Ilse! Bringe doch die Cigarren! Und den Wein! Ich habe nämlich gleich, als Polle mir Ihre Ankunft meldete, ein paar Flaschen Moselblümchen kalt stellen lassen. Ah! da ist sie schon! Meine Tochter Ilse — Herr von Demmin.“

Die schlanke, herrliche Gestalt des jungen Mädchens war zunächst das einzige, was der Gast von ihr sehen konnte; erst als sie die Flaschen und Gläser auf den Tisch gesetzt und dem Vater die Cigarren gereicht, blickte sie ihn mit ihren großen Augen freundlich und unbefangen an und reichte ihm die Hand.

„Willkommen daheim!“ sagte sie einfach, aber mit einem Ton, der ihm wohlthat. Und als sie dann alle um den Tisch saßen — sie nahm einen halbfertigen Wollstrumpf und

wickelte ihn auseinander — schlug sie noch einmal die Augen zu ihm auf und sagte halb scherzend, halb ernst;
 „Sie Beneidenswerter! Die ganze Welt fast haben Sie gesehen und kommen nun gesund zurück, voll von all den schönen Eindrücken.“
 „Nur sehr reisemüde, so müde, daß ich nichts mehr sehen mag!“ gab er in seiner kühlen Weise zurück.
 Sie blickte überrascht auf. Dann lachte sie heiter: „Und deshalb kommen sie nach Sillburg? Das ist praktisch.“
 „In der That, es läßt sich begreifen, daß Sie Ruhe brauchen,“ mischte der Major sich ein; „unser lieber Blübrig dagegen bedarf der Auffrischung; er wurde uns ganz melancholisch diese letzte Zeit. Bravo, daß Sie ihm ein Weilchen Gesellschaft leisten!“
 „Darf ich ihn denn abends mitbringen, Jse? Er sehnt sich nach Gemütlichkeit,“ fragte Blübrig diese halblaut, aber immerhin hörbar für alle.
 Sie wurde ein wenig rot.
 „Gewiß, herzlich gern! Wenn es Herrn von Demmin nur bei unserer Einfachheit gefällt.“ Und sie blickte ihn fragend an.
 „Mein Onkel drängt mich Ihnen auf, gnädiges Fräulein, ich wasche meine Hände in Unschuld.“
 „Das thun Sie immerhin, er nimmt's auf sich. Die Hauptsache ist, ob Sie gern kommen?“
 „Ganz gewiß! Und ich bin Ihnen für Ihre Güte sehr dankbar,“ versicherte er und hörte selbst, wie überzeugt sein Ton klang.
 „Nun, versuchen können Sie es ja mal. Wir werden uns als echte Kleinstädter ein wenig unsicher fühlen, gegenüber ihrer Weisheit, aber das giebt sich, glaub' ich, mit der Zeit!“
 Sie hatte eine allerliebste, schelmisch-gutmütige und doch haarsmütterlich sichere Weise. Ihre Augen sprachen immer mit — sehr schöne Augen — und alles war harmonisch und einfach, klar und offen wie ihr Blick.
 „Ich habe zuletzt meine Mutter mit solch einem Ding in den Händen gesehen, seitdem keine Frau wieder,“ sagte er und zeigte auf ihr Strickzeug.
 „Es ist ein profaischer Socken für Papa. Eigentlich ist das Stricken keine Mode mehr für Damen. Ich thue es auch nicht mit Vorliebe, aber er will keine anderen tragen,“ erwiderte sie. Und dann blickte sie ihn fragend an: „Was thun nur die Damen des Auslandes?“
 „Ich weiß es nicht, gnädiges Fräulein; ein Reisender bringt selten in das intime häusliche Leben! Die Damen, welche ich in den Hotels sah, rauchten ihre Cigarette.“
 „Ja, ja, ich weiß!“ nickte sie, während er weiter sprach: „Aber ich glaube, es giebt überall noch gute Hausfrauen und wirtschaftliche Damen.“
 „Gewiß, das glaube ich auch. Und es freut mich, daß Sie es sagen, ich kann nicht leiden, wenn man so in Wusch und Bogen drüber weg urteilt.“
 Er freute sich im stillen, daß er das Rechte getroffen. Das Mädchen hatte eine sympathische Weise, die ihn an seine Mutter erinnerte. Sogar ihre Stimme klang ihm wie die liebe, bekannte, die nun schon seit Jahren verstummt war.
 Die beiden alten Herren hatten über ihre Regelpartie gesprochen.
 „Also heute nicht?“ fragte der Major.

„Nein, ich gehe mit meinem Jungen nach dem See hinaus. Jse, wollen Sie mit?“ fragte der Amtmann.
 Sie dankte; es wäre möglich, daß Max früher käme, er hatte es nicht bestimmt sagen können.
 „Er kann es nie sagen; darüber sitzen Sie wieder den ganzen Tag im Hause, Jse!“ schalt Blübrig.
 „Und alles dreht sich darum!“ stimmte der Major ein.
 Ein ganz leichter Schatten flog über ihr Gesicht. Dann lachte sie und drohte dem Amtmann mit dem Finger.
 „Seien Sie doch still, sie bringen mit ihrer Tyrannei noch die Polle und mich um! Und Papa,“ wendete sie sich an diesen und nickte ihm zärtlich zu, „Papa ist ja nur eifersüchtig. Ich drehe mich morgens und zu allen Tageszeiten um ihn und nur so neben her um meinen Max, aber neidisch, wie er von Natur ist, kann er dem nichts gönnen. Max ist nämlich mein Verlobter, Herr von Demmin.“
 „Ja, ich weiß es schon! Der Onkel hat mir von ihm eine Hymne gesungen, gnädiges Fräulein!“
 Sie lachte und nickte befriedigt. „Ja, Max ist ein sehr gutes Objekt für Onkel Blühriqs Hymnendichtung.“
 So plauderten sie noch einige Minuten, dann brachen der Amtmann und Demmin auf.
 „Nun, was sagst du?“ fragte der erstere, sobald sie auf der Straße waren. „Angenehme Leute, nicht?“
 „Sehr angenehm; die Tochter wenigstens, der Vater sprach ausschließlich mit dir. Sieht übrigens vergrämt und sorgenvoll aus, der arme Mann, und auch leidend.“
 „Ganz recht! Hast Scharfblick! Natürlich sorgenvoll. Sein Sohn ist Kavallerist; kannst dir denken, daß der Geld braucht, obgleich er leidlich solide lebt. Der Alte und die Jse äßen sich nur halb satt, wenn ich nicht aufpaßte.“
 „Du?“
 „Ja, ich!“ nickte der Amtmann vergnügt. „Ich richte es schon so ein, daß sie von meinem Kostgeld ordentlich was übrig haben! Eine Liebe ist der andern wert.“
 „Und dennoch will das Mädchen den vermögenslosen Lieutenant heiraten? Hat das Beispiel vor Augen, das warnende Beispiel! Es ist nicht zu glauben!“ Demmin regte sich ordentlich darüber auf.
 Der Amtmann zuckte die Achseln.
 „Verne ihn erst kennen!“ sagte er einfach. „Uebrigens warten sie, bis er Hauptmann ist.“
 (Fortsetzung folgt.)

Winterszeit.

Aus dem Französischen des Kitchepin.

O Winterszeit voll Lust und Herrlichkeit!
 Ein jeder Baum trägt ein Demantenkleid,
 Das ihm der Reif geliehen und die Frühe,
 Und o! die Nacht so frei von Lebensmühe!

O Winterszeit voll Gram und Herzeleid!
 Das Firmament ist grau, der Weg verschneit.
 Die liebe Sonne mag dem Tag nicht scheinen —
 Und endlos ist die Nacht, die wir durchweinen.

Antoine Watteau.

Wenn der große König Friedrich der Zweite von Arbeiten und Sorgen um das Wohl des ihm von der Vorsehung anvertrauten Reiches ermüdet, seinen Sinnen wie seinem Geiste eine Erquickung gönnen wollte, dann zog er sich in das stille Reich der Kunst zurück: die geliebte Flöte an den Lippen, schritt er, allem Lastenden entnommen, leicht und frei in seinem Gemach auf und nieder, und stärkende Labung quoll ihm aus dem wogenden Strom selbsterzeugter Harmonien; oder eine zwiespältige Stimmung sänftigte sich ihm in der Betrachtung einer herrlichen Statue, dem nachgelassenen Erbe eines begnadeten Kunstvolkes; oder er ruhte, in einen Sessel hingestreckt, mit entzücktem Lächeln in der Betrachtung eines reizenden Genrebildes von Antoine Watteau aus! — Ja wohl — von Watteau, seinem Liebling, dessen Gemälde in seinen Gemächern und Schlössern zu sammeln und zu betrachten er nie müde wurde!

Der große König stand mit dieser Vorliebe für die Schöpfungen des „Malers galanter Feste“ nicht allein in seiner Zeit: das ganze 18. Jahrhundert hindurch blieb Antoine Watteau einer der bevorzugten Lieblinge der gebildeten Stände. Man bekam es nicht satt, seine mit großer Feinheit und Anmut dargestellten „Konversationen“, Unterhaltungen mit Musik und Tanz, „Schäferlein“, Maskenspiele, Lesegesellschaften, ländliche Feste u. s. w., anzuschauen, zu bewundern, nachzuahmen, und zahllose Kupferstecher schulten ihren Grabstichel einzig nach seinen graziosen und humorvollen Bildchen. Erst dem sogenannten Klassizismus des beginnenden 19. Jahrhunderts war es vorbehalten, dem lebenswürdigen Rokokomaler durch harte Verurteilung seiner Schwächen die allgemeine Gunst zu entziehen: Watteau verfiel für Jahrzehnte einer ungerechtfertigten Mißachtung, unbilliger Unterschätzung, und erst die neueste Zeit hat ihm wieder sein Recht widerfahren lassen, hat ihn in die alte Gunst vollkommen wieder eingesetzt. Ein Bildchen des graziosen Meisters dürfte in unseren Tagen sein Gewicht in Gold wert sein.

So dauert Watteaus Ruhm weit über sein kurzes Leben hinaus. Im Jahre 1684 (zu Valenciennes) geboren, starb er schon 1721, gleichwohl eine Fülle von Kunstschöpfungen als Spuren seines Lebens und Könnens zurücklassend. Seine Lehrer waren Claude Gillot, der Humorist, und Audran; sein hohes Vorbild in Farbengebung und Beleuchtung P. P. Rubens! Vor allem studierte er aber das Leben selbst auf Märkten und Gassen, in der Taverne und im Ballsaal, in Wiese, Feld und Wald, deren Nachbildungen er mit den graziossten Szenen froher Lebenslust bedeckte. In der Folge wendete er sich mehr und mehr dem Leben der vornehmen Stände Frankreichs zu, wurde als „Maler galanter Feste“ in die Pariser Akademie aufgenommen und genoss allseitig höchste, beiferte Verehrung. Für das gesellschaftlich-galante Leben der Franzosen seiner Zeit ist er einer der interessantesten historischen Zeugen geworden.

Soll man Kindern Taschengeld geben?

Nachdruck verboten.

Friedrich Wilhelm der Erste konnte bekanntlich die Advokaten nicht leiden, weil er jedem, dem er zuhörte, recht geben mußte. Das letztere widersährt auch mir nicht selten, wenn ich Leute miteinander streiten höre, und ich tröste mich dann über meinen Wankelmuth und meine Urteilslosigkeit mit dem charakteristischen Ausspruch eines lieben Freundes von mir, der da behauptete: „Jedes Ding hat neun Seiten.“

Höre ich einen Vater mit dem Brustton der Ueberzeugung sagen: „Meine Kinder bekommen kein Taschengeld. Es ist für alle ihre Bedürfnisse ausreichend gesorgt, sie dürfen sich mit jedem billigen, vernünftigen Wunsch an meine Frau oder mich wenden und sicher sein, daß ihnen derselbe erfüllt wird, Taschengeld würde sie nur zum Raschen und Verschleudern des Geldes verleiten,“ so sage ich: „Der Mann hat recht.“

Nun kommt aber ein zweiter und läßt sich so vernehmen: „Meine Kinder erhalten von ihrem achten Jahre an ein bestimmtes wöchentliches Taschengeld, das mit jedem Jahre, das sie älter werden, um eine Kleinigkeit steigt. Der Mensch muß von früher Jugend daran gewöhnt werden, ein Eigentum zu besitzen, dies zu verwalten und einteilen zu lernen.“ „Ja,“ sage ich mir dann, „der Mann hat auch recht.“

Kinder bekommen von mir kein Geld, je später sie den Wert und die Macht desselben kennen lernen, desto besser in unserer materiellen Zeit. Ich will ihnen die Reinheit und Unberührtheit so lange wie möglich bewahren, der Schmutz und Fluch des Geldes wird ihnen früh genug ankleben“ ist eine dritte Meinung, und ich gebe ihr nur gar zu gern recht, allerdings nicht ohne das feuzende Bedenken: Ist eine Erziehung nach diesen Grundsätzen durchführbar und wird der so Erzogene nicht später sehr, sehr hartes Lehrgeld zu zahlen haben?

Da hat es denn am Ende doch viel für sich, wenn ein anderer sagt: „Meine Kinder empfangen Taschengeld, aber ich verlange, daß sie es nicht ausgeben, sondern zusammen mit den Geldgeschenken, die sie an Geburtstagen, für Verfehlungen in höhere Klassen, für gute Zeugnisse und dergleichen von den Großeltern, den Onkeln, Tanten und Vätern erhalten, in die Sparkasse legen. Jedes von ihnen hat ein besonderes Buch, und der Wetteifer, in dem feinigsten mit der größten Summe verzeichnet zu stehen, fördert ihren Fleiß und ihren Sparsinn.“ Der Mann hat recht; er wird seinen Zweck erreichen, aber ist dieser Zweck ein lobenswerter? Heißt das nicht den Eigennutz im Kinde systematisch großziehen? Heißt es nicht das Geld selbst zum Zwecke machen, während es doch nur Mittel sein soll?

„Nein, nein, kein Taschengeld!“ rufe ich da lieber mit einer empfindsamen Mutter, „in dem Augenblicke, wo mein Kind Taschengeld empfängt, ist ein Riß gemacht in den Beziehungen zwischen ihm und mir; es ist nicht mehr völlig von mir abhängig, es hat einen Besitz für sich, ich bin ihm nicht mehr die Verkörperung des Göttlichen, dessen Fürsorge für ihn unendlich ist. Kein Taschengeld! Ich könnte es nicht ertragen, wenn meine Tochter einen Kauf heimbrächte, den sie ohne mich gemacht, oder wenn sie mir gar etwas Anderes schenken wollte als eine Blume, die sie für mich gepflückt.“

Gerade um den Kindern Gelegenheit zu geben, selbständig kleine Geschenke machen zu können, um ihnen die Möglichkeit zu gewähren, ein Almosen zu spenden, bewilligen andere Eltern ihren Kindern Taschengeld. „Sie sollen früh schon an eine gewisse Selbständigkeit gewöhnt werden,“ wird auch als Grund angeführt, doch verfährt man dabei nicht selten wie der Knabe, der den Käfer am Faden fliegen läßt; man giebt das Geld, führt aber über die Verwendung jedes Pfennigs eine strenge Kontrolle.

Wie viele Seiten hat nun eigentlich die Frage: „Soll man



Kostümbild (Matrone). Nach Watteau.



Kostümbild (Junges Mädchen). Nach Watteau.

Kindern Taschengeld geben?" Ich glaube noch mehr als neun, und sollte hier jedes Für und Wider erwogen werden, man würde so leicht nicht fertig. Ausnahmsweise habe ich mir aber im Laufe der Debatte doch eine eigene, selbstverständlich ganz unmaßgebliche Meinung gebildet, und diese lautet: Man gebe Kindern Taschengeld unter folgenden Bedingungen.

Das Taschengeld ist entweder zur Bestreitung gewisser Ausgaben für Hefte, Federn, Bleistifte oder dergleichen, Handarbeitsutensilien bei Mädchen, bestimmt oder wird den Kindern zu ihrer freien Verfügung gegeben. Im ersteren Falle muß es reichlicher bemessen sein als im zweiten, überall wird es sich nach dem Alter der Kinder, nach der Lebensstellung und dem Vermögen der Eltern zu richten haben. Wie in allen Dingen ist auch hier die goldene Mittelstraße zu empfehlen.

Das Taschengeld ist zum Ausgeben, nicht zum Ansammeln bestimmt. Man kaufe nie die Gegenstände, welche das Kind dafür anschaffen soll, sondern halte es an, sein Geld dafür zu verwenden und dadurch zu sparen, daß es die Sachen ordentlich hält und nicht für Verlorenes und Verdorbenes Neuanfassungen machen muß. Das Kind muß lernen mit dem Gelde wirtschaften, damit auskommen, für unvorhergesehene Fälle etwas übrig behalten, aber es soll nicht ängstlich zusammenscharren. Es soll eine offene Hand haben für Arme, und man hüte sich, ein vom Taschengelde gespendetes Almosen ihm durch eine außergewöhnliche Zuwendung zu ersetzen. Man sträube sich auch nicht, kleine Geschenke, die vom Taschengelde gekauft sind, anzunehmen, und sehe darauf, daß die Geschwister einander solche machen — und endlich: man kontrolliere die Verwendung des Taschengeldes nicht allzuscharf! Der eigent-



Kinderkopf.

Nach einem Stich von Watteau.

liche Zweck des Taschengeldes und die Freude an dem Eigentum, die dadurch erweckt werden soll, geht verloren, wenn das Kind weiß, daß es über jeden Pfennig Rechnung legen muß. Das schüchterne, wahrhaftige Kind wird bei jeder Ausgabe ängstlich sein, dasjenige aber, das etwas zum Flunkern neigt, erhält dadurch gerade einen Anlaß, die Ausgabe in seinem Rechnungsbuche anders darzustellen, als sie sich verhalten haben mag — und doch kann sie im Grunde recht unschuldiger Art sein. Marmeln, Bindfaden zum Drachen, bunte Glasperlen, was so gerade in der Schule Mode ist, oder wenn es nun einmal wirklich Obst oder eine kleine Leckerei sein sollte! Auch die milde Gabe, die das gute Kind spendet, läßt es nicht gern nachträglich verrechnen.

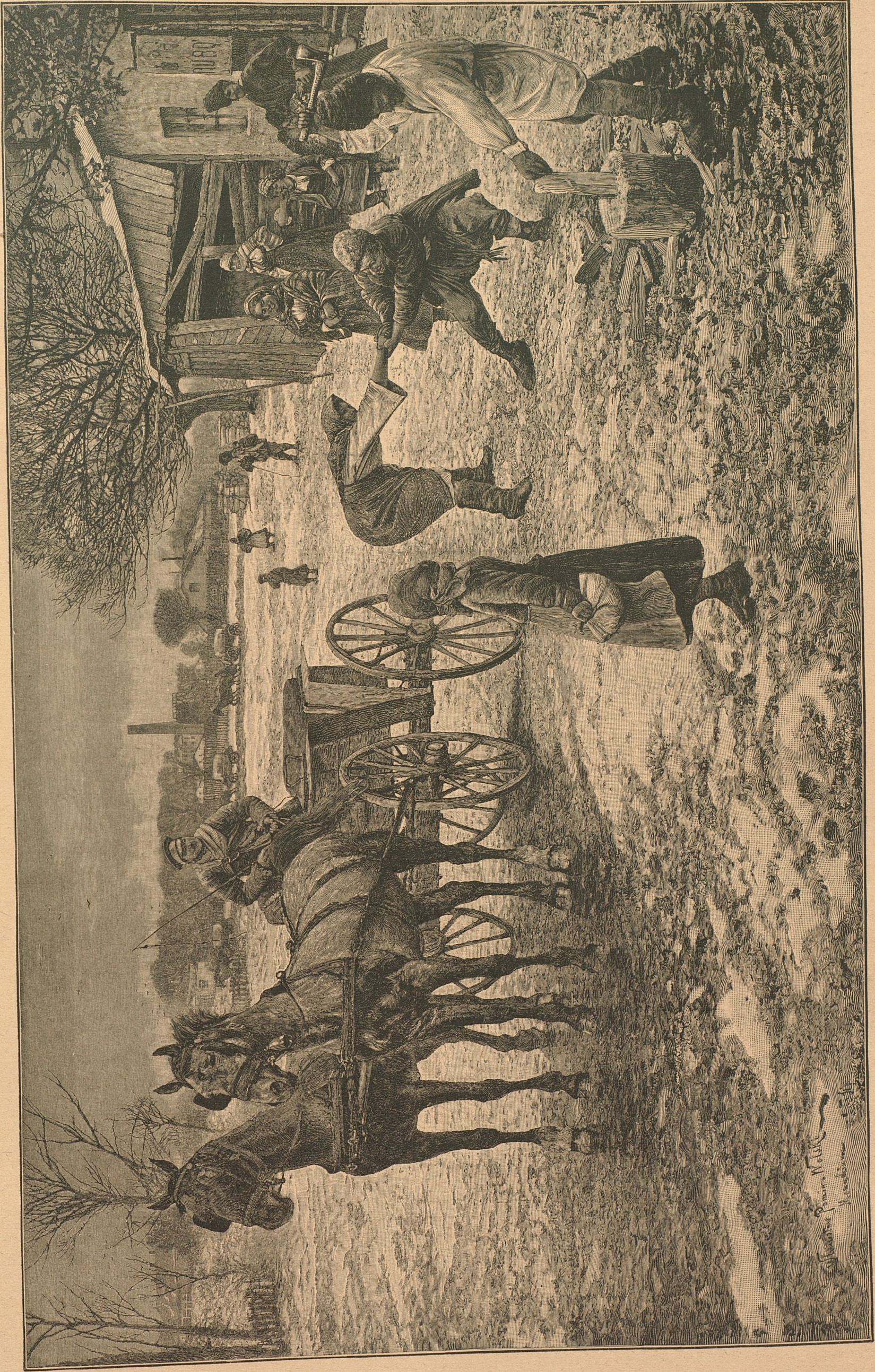
Die Kinder sollen über ihre Ausgaben Buch führen, denn „jung gewohnt, alt gethan“, indes auch uns Alten wäre es nicht gerade behaglich, wenn am Ende jedes Monats über den Verbleib jedes Pfennigs zu Gerichte geseffen werden sollte. Man lasse die Kinder allerdings nicht so weit aus den Augen, daß man völlig unwissend über die Verwendung des Taschengeldes bliebe, aber man gestatte ihnen freien Spielraum und beobachte sie, ohne es allzu sehr merken und fühlen zu lassen. Kommen Dinge vor, die nicht geduldet werden dürfen, dann muß eingeschritten werden, dann ist es Zeit, einen kleinen Verschwenker, eine Mächerin, aber auch einen angehenden Geizhals dadurch zu strafen, daß man ihn verurteilt, allwöchentlich sein Ausgabebuch zur Prüfung vorzulegen, dann kann sogar der Fall eintreten, daß einem kleinen Sünder das Taschengeld ganz oder teilweise auf kürzere oder längere Zeit entzogen wird.

f. Arnefeldt.



Ländliches Konzert. Gemälde von Antoine Watteau.

Aus Georg Hirths „Kulturgeschichtlichem Bilderbuch.“ Band VI. (München, G. Hirth.)



Dorfleben in Russisch-Polen. Gemälde von St. P. Wolst.

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Illustration von St. P. Wolst.
München 1861.

In Abwesenheit der Herrschaft.

(Zum Bilde von W. G. Geißler.)

Nachdruck verboten

Noch eins, Auguste, vergessen Sie nicht, die Chaiselongue in des Herrn Zimmer recht sorgfältig zu klopfen und zu büfeln, und achten Sie ferner darauf, daß mit dem Rauchtisch, ich meine die Meeresschaumspitzen, kein Malheur geschieht — übrigens: wenn Sie in meinem Zimmer die Fenster putzen, soll Wilhelm — nein, widersprechen Sie nicht! — die Stehleiter halten, damit nichts passiert —

„Ganz wohl, gnä' Frau...“
„Und daß ja bei Sonnenhitze die Rouleaux ringsherum herabgelassen werden — morgens und abends wird natürlich gelüftet, hören Sie!“

„Ganz wohl, gnä' Frau.“
„Sie gehen am ersten Festtag aus, Wilhelm dann am zweiten und nun adieu!“

„Adieu, Auguste!“ näselte auch eine Männerstimme, die unter einem strohgelben Schnauzbart hervortönte, „haltet gut Haus!“

„Adieu, gnä' Herr, adieu, gnä' Frau.“
Die Drofsche, in deren Fond das Hauptmann v. B. sche Ehepaar saß, raffelte davon. „Gott sei Dant,“ meinte die kleine runde Frau im Reifemantel, während sie sich zurecht setzte, „daß wir so verlässliche Dienstboten haben!“

„In der That beruhigend,“ erwiderte der Gatte, „nun wollen wir aber ein paar sibile Festtage feiern, gute Idee das, uns einzuladen, von deinem Bruder; Mama wird wohl auch da sein, Vandleben ist doch das einzig Wahre. — Kutscher, Sie brauchen Ihrem Renner nicht so schneidig die Reitsche zu geben, in fünfundzwanzig Minuten sind wir ganz bequem am Stettiner Bahnhof.“

Auguste blickte knirschend der Drofsche nach, und ein Seufzer der Befriedigung entquoll ihrer jungfräulichen Brust, dann trat sie durchs Hausportal und stieg flinken Schritts die teppichbelegte Marmortreppe hinauf. Oben öffnete Wilhelm mit freundlichem Grinsen.

Während nun das v. B. sche Ehepaar vom Dampfrost nach dem Norden entführt wurde, entfaltete sich daheim, in der komfortablen Wohnung, Bellevuestraße Nr. 1, 1 Treppe, eine ebenso geräuschvolle, wie wirkungsvolle Thätigkeit. Augustens Blondkopf war bald an diesem, bald an jenem Fenster sichtbar und ihre roten Arme puzten mit außerordentlicher Energie; dazwischen tönte die Stimme Wilhelms, der in falschen Tönen „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ sang, während er in gleichem Takte die Möbel klopfte und den Staubwedel handhabte.

Wie tief in den Vorabend des Pfingstfestes hinein genosß die Nachbarschaft all die Geräusche, so da geeignet sind, nervöse Menschen toll zu machen. Erst die sternklare Frühlingsnacht setzte dem allen ein Ziel, und als ein köstlicher Pfingstmorgen über Berlin aufstieg und die liebe Sonne ihre warmen Strahlen auch in die Bellevuestraße sandte, da konnten diese in die B. sche Wohnung nicht hinein, denn „ringsherum“ versperrten ihnen die vorchriftsmäßig herabgelassenen Rouleaux den Weg.

Auf welche Beobachtungen es zurückzuführen ist, daß Frau v. B. von ihren beiden Dienstboten annahm, „sie können einander nicht leiden“, wollen wir nicht ermitteln, dagegen können wir mit Sicherheit annehmen, daß Frau v. B. bei einem Blick in ihre gegen die Sonne und neugierige Menschenaugen sorgsam verhüllte Häuslichkeit am Nachmittag des ersten Pfingsttages neben anderen Ueberzeugungen auch die Gewißheit in sich aufgenommen haben würde, daß es mit dem menschlichen Herzen gar eigentümlich bestellt ist.

Auf der frischgeklopften und gebürsteten Chaiselongue behaglich ausgestreckt, in einer Haltung, die an Nonchalance nichts zu wünschen übrig ließ, ruhte Wilhelm; seine nägelbeschlagenen „Kommis“-Stiefel vertruhen sich mit dem Plüschüberzuge aufs Beste. Seine biedere Rechte umfaßte liebevoll — eine echte „Berliner Weiße“, seine Augen aber ruhten mit dem Ausdruck höchster Befriedigung auf der reizumflössenen, mimiglichen Gestalt der vor ihm sitzenden Auguste. O Auguste, welcher Dämon lenkte dich, als du eine Ballrobe der Gnädigen ohne jedweden Gewissensstrupel über deine kräftigen Glieder streiftest! Ja, findest du denn eine Entschuldigung für diese Schredensthat in dem Umstande, daß du mit der Gnädigen eine Tailleweite hast? Auguste, deine roten Arme schauern allzu verräterisch hervor aus den spitzenbesetzten Hemdärmeln, und deine giftgrünen Schlafschuhe, mit roten Kreuzen besetzt, die hervorlugen unter dem Saum des Kleides, gemahnen eindringlich an deine so bedeutungsvolle Stellung als „Köchin“ und „Mädchen für alles“ in einer Person. Und wenn auch dein tolett gebogener kleiner Finger an die Art erinnern soll, wie „Sie“ die Tasse zu halten pflegt, dadurch täuschest du niemanden, außer deinen Wilhelm, mit dem du selig lächelnd plauderst.

So mag denn die ganze Wahrheit gesagt werden. Die beiden vermeintlichen „Feinde“ hatten ein nettes Programm zusammengeschrieben. Man war bereits im „Frühkonzert“ gewesen, hatte dann behaglich gefrühstückt, in vergnügter Stimmung zu Mittag gespeist und hielt nun Kaffee-Gesita.

Winnen einiger Stunden ist es Abend, dann geht's zum „Ball“ in Friedländers Salon. Auguste ist fertig.

Auguste ist bei der dritten Tasse angelangt; Wilhelm raucht bereits die fünfte Havanna aus des Herrn Hauptmanns Sonntagskiste. Ihm ist wunderbar wohl zu Mute, und wiederum begimmt er sein Leiblieb: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ — da ertönt hell und scharf die elektrische Thürklingel, und dann sofort noch einmal! Wilhelm springt ungeschickt empor, und das Weißbier strömt über die Polster, Augustens Hand zittert — „Wer von uns steht nach? — Wilhelm du!“ — „Nein du!“ — Drittes energisches Klingelzeichen. — „Na du Angsthase, dann ich,“ ruft Auguste und stürzt hinaus, um im selben Augenblick mit einem Schrei des Entsetzens zurückzuprallen, denn in der Thür erscheint lang, dünn und feierlich — die gnädige Frau Schwiegermama.

Ja, sie war es; sie war in Berlin geblieben, Gott weiß, aus welchem Grunde, und ihr Schwiegermutterinstinkt hatte sie gedrängt, „bei den Kindern doch mal nach dem Rechten zu sehen.“ Was sie fand, übertraf allerdings ihre schwersten Befürchtungen.

Als die Abend Schatten sich auf die Weltstadt lagerten, da sah man alle Fenster der v. B. schen Wohnung weit geöffnet, um frische Luft herein und die tabakduftige Zimmerluft hinaus zu lassen. Inquisitorischen Blickes unterzog die gnädige Frau Schwiegermama jedes Zimmer, jedes Möbel sorgfältigster Prüfung, während Auguste unter Thränen das Fremdenzimmer in Stand setzte und Wilhelm mit einem großen Karton zu Judlin geschickt wurde. „Ist die Annahmestelle dort geschlossen, so geben Sie das Kleid beim Portier im Hause ab!“ so lautete der Auftrag, der von einem durchbohrenden Blick begleitet war. Schwiegermama, als welterfahrene Dame, beschloß jedem weiteren Frevel dadurch vorzubeugen, daß sie selbst ihren Wohnsitz im Hause ihrer Kinder nahm, bis die Vergnügungsreisenden zurückgekehrt seien.

Spät abends, als die Inspektion der Wohnung endlich ihren Abschluß gefunden, saß die unermüdete alte Dame vor dem Schreibtisch, um auf frischer That „den Kindern“ zu berichten, was sich ereignet habe, „Ihm“ die schließliche Bestrafung der Freveler anheimgebend. Sie selbst habe sich natürlich an Worten genügen lassen müssen!

Oben in seiner Dachkammer lehnte inzwischen Wilhelm halbverzweifelt am Fenster, stieß abwechselnd Flüche und riesige Tabakswolken zum gestirnten Himmel und dachte mit Entsetzen der Dinge, die da nachfolgen würden — während vor ihm im milden Mondenglanze ein Kater mit hochragendem Schweife leise miauend über die Dächer frick.

Am Küchenfenster der ersten Etage kauerte zur selbigen Zeit Auguste, das blonde Haupt leise schluchzend an die Wand gelehnt — tönten doch die verführerischsten Walzerlänge aus „Friedländers Salon“ bis zu ihr herüber, so einladend, fast rufend — ach! und sie konnte ihnen nicht folgen! — Nun erfuhr sie's:

„Kein heiß'rer Schmerz entbrennt in unserm Innern, Als sich im Unglück schön'rer Zeit erinnern!“
H. von Tempelhof.

Strike.

Novelle von S. Weck.

(Schluß von S. 75.)

Nachdruck verboten.

Ben umschritten die ersten des Hausens die Biegung der Straße, da tauchte aus dem schwarz und schweigend daliegenden Gebüsch des Parks eine hohe weiße Gestalt auf, stolz aufgerichtet, im langwallenden Gewande, vom silbernen Mondlicht überglänzt, wie eine Erscheinung aus einer andern Welt anzuschauen. Inmitten der Straße, dicht vor den mit rohem Geschrei Vorwärtstürmenden hielt sie an. Die Männer prallten zurück, schlugen das Kreuz, und in den erleuchteten Gesichtern murmelten die Lippen ein stummes Gebet. Aber es gab Ungläubige genug in der Menge, die erkannten den „Geist“, und flüsternd ging es durch die Reihen: „Es ist die Baronin, es ist die Frau selber!“

Julie hatte sich vollends gefaßt. „Wo wollt ihr hin, Leute?“ klang ihre tiefe sonore Stimme.

„Alles schwie.“
„Wollt ihr an die Werke?“
Sie blieben stumm. Die Nachdrängenden hatten sich vorgeschoben, sodaß Julie inmitten eines dichten Kreises stand.

„Ihr wollt die Pechenhäuser anzünden und die Dampfmaschine zerstören, damit das Wasser in die Gruben tritt und mein Mann ruiniert wird.“

Ein drohendes Gemurmel unterbrach sie, und ganz hinten rief eine Stimme: „Gutwillig giebt er nichts, wir müssen erzwingen, was uns zukommt!“

„Abzwingen läßt er sich ganz sicher nichts, lieber geht er zu Grunde!“

„Nun, dann mag er!“ — „Was steht ihr hier und haltet euch auf, vorwärts und drauf!“ — „Was denkt ihr denn, wie viel Zeit wir noch haben, ehe sie die Soldaten auf uns hezen,“ so klang es durcheinander.

„Stoßt die verrückte Person beiseite,“ schrie da gar einer aus den hintersten Reihen. „Was geht die uns an? Was versteht die davon, wie uns zu Mute ist? Die geht in Sammet und Seide und lebt wie eine Fürstin und weiß den Geier, was Hunger ist!“

„Hunger haben wir noch nicht brauchen, Robert,“ sagte ein anderer.

„Ach was,“ schrie der erste und drängte nach vorn. „Fort mit dir, du Wachsgesicht!“ Und er hob drohend den Arm.

Da fiel ein schwerer Schlag auf die erhobene Faust. „Wirft du sie in Ruhe lassen? He, du Elender, wer hat erst verwichene Woche dein armes Weib, das du zusehenden gekläut, so in Gutheit gepflegt, daß es deine Kinder zu ihr beten läßt, als ob sie eine der lieben Heiligen wär? Schäm' dich!“

„Schäme dich,“ riefen auch andere, und Julie fand nun Gehör, als sie fortfuhr: „Habt ihr auch bedacht, daß ihr euch mit ruiniert, wenn die Gruben ersaufen? Wo denkt ihr denn Arbeit zu finden, wenn hier die Werke zunichte sind? Ihr, die ihr nichts gelernt habt als den Vergaber, ihr macht euch selbst brotlos, wenn die Gruben verderben! Beder, was soll aus eurem siechen Jungen werden, wenn er auch noch wird hungern müssen? Und ihr, Braun, hat eure alte Mutter noch nicht genug Kreuz getragen in ihrem langen Leben, soll sie zuguterletzt noch ganz ins Elend kommen? Euch, Salzmann, frage ich nicht erst, ob ihr euer braves Weib samt den sieben kleinen Kindern wollt betteln schicken, denn ich weiß, es ist euch nicht Ernst, ihr lauft nur so mit!“

Sie hatte sich an einige der Zunächststehenden gewandt und bei jedem das Rechte getroffen, denn die Männer standen verlegen, drehten die Mütze in der Hand, die sie in gewohnheitsmäßigem Respekt abgenommen hatten, und wußten augenscheinlich nicht, was sie thun sollen. Dafür fingen die anderen, die hinten standen, wieder an zu lärmen, und als sie sahen, daß in der That ein großer Teil ihrer Genossen zur Befinnung gekommen war, drängten sie vor und übernahmen ihrerseits die Führung in der Richtung der Werke. Aber den älteren Leuten war doch jetzt die Angst um die eigene Zukunft und die der Ihren oben auf gekommen, der Rausch der Wut war verfliegen; es klang noch hier und da ein „Gute Nacht auch, Frau“ — „Mengtigen Sie sich auch nicht, Frau“ — dann eilten sie den anderen nach, Julie einsam zurücklassend.

Sie wandte sich wieder dem Parke zu und lehnte sich erschöpft an das Gitter. War es nicht wie ein wüster Traum, daß noch eben das wilde Heer an ihr vorüber getobt war? Nein, nein, der Lärm drüben war Wirklichkeit; noch war die Gefahr nicht völlig beseitigt, denn es schien zu einem Kampfe zu kommen zwischen den Besonnenen und denen, die Zerstörung wollten um jeden Preis. Doch die Entscheidung mußte sie nun einer höheren Hand überlassen, sie mußte jetzt nach dem Hause zurück. Vorhin hatte sie nicht Zeit gehabt, nach der Mutter zu sehen; jetzt fiel es ihr schwer aufs Herz, in welcher Angst die alte Dame sein würde. Auch Ernst mußte bald zurückkehren, und ihr Platz war an seiner Seite.

Drüben an den Werken trugen wirklich die Vernünftigen den Sieg davon, aber nur, nachdem sie der aufgeregten Masse zugestimmt hatten, die dann wenigstens dem Baron „einen Denktettel geben“ und sein Schloß demolieren wollte.

Die wenigen Beamten, welche Nachtdienst hatten, waren furchtsam in ihrem Bureau geblieben und hatten das Gas gelöscht; ob auch beherzte Männer unter ihnen waren, so konnte doch an einen erfolgreichen Widerstand gegen diese Uebermacht nicht gedacht werden. Ganz verwundert waren sie, als es bei einigen Steinwürfen gegen die Fensterläden blieb und das allmächtige Abnehmen des Lärms nach kurzer Zeit den Abzug der Arbeiter anzeigte. Diese gingen auf dem vorigen Wege zurück bis zum Park und, als sie die Thür offen fanden, durch diesen hindurch, alles vor sich nieder tretend, als ob eine Herde wilder Tiere in die Befestigung eingebrochen wäre.

Als sie vor dem jetzt völlig finster daliegenden und anscheinend fest verschlossenen Hause anlangten, begannen sie zunächst an Thüren und Fensterläden zu rütteln; dann, als diese nicht nachgaben, flogen die Steine und Muscheln der Beeteinfassungen gegen die Fenster, Gartenbänke wurden als Sturmböcke benützt und wiederholt drohend gegen die Thüren geschleudert, Baumstämme ausgerissen und durch die zerbrochenen Scheiben der oberen Fenster ins Innere der Zimmer geworfen, und mit wildem Jubelgeschrei wurde jeder wohlgezielte Wurf begleitet.

Da rollte draußen ein Wagen heran, dem sofort ein Teil der Leute seine Aufmerksamkeit zuwandte. „Er kommt!“ — „Der Herr ist da!“ — „Los jetzt!“ — „Er kann uns nicht entweichen,“ so rief es durcheinander, als der Baron in der That dem Gefährt entstieg und seinen Schritten, wenn auch totenbläß, dem Hausen entgegen trat.

„Was wollt ihr — seid ihr vor Sinnen?“ Aber seine Stimme drang nicht durch, das Gejohle, die Steinwürfe, die zersplitternden Thüren und Fenster, das ganze wüste Getöse erstickte sie, und drohend näherten sich die Angreifer dem allein dastehenden Manne. Der aber hatte in seine Brusttasche gegriffen, er war in der letzten Zeit auf alle Fälle vorbereitet; der Lauf des Revolvers funkelte im Strahl des Mondes, und — hui — pfiß eine Kugel über die Köpfe der Menge.

Aber er hatte sich verrechnet. Was schredensollte, entfesselte nur die Wut zur sinnlosen Raserei. Mit geschwungenen Knütteln, mit Steinen, mit Baumstämmen stürmten sie auf ihn ein, schon traf der erste Wurf seine Stirn, noch Sekunden und er war verloren, lag elend zerschmettert unter den Füßen seiner Angreifer. Es fauste durch das Gehirn des Barons: War dies der Tod, der ihm beschieden? Ihm, dem letzten Sproß eines edlen Geschlechts? Ihm, der den Augen des Feindes auf der Wahlstatt standgehalten, ihm — dies Ende! Ein wahnsinniger Ekel überkam ihn — nur nicht so sterben — und er wandte sich zur Flucht.

Noch stand das Coupé, das ihn gebracht, draußen. Er hatte Doretten abgeholt, die ihn aufgefordert, mit ihr zu fahren. Von den Vorgängen zu Haus hatte er noch keine Ahnung gehabt, denn der von Julie abgeordnete Bote hatte sich nicht hinaus gewagt. Nun hielt der Kutscher noch, teils aus Schreck, teils aus Neugier, teils aus einem dunklen Gefühl, als könne der Baron den Wagen noch brauchen. Dorette drückte vergebens auf die Klingel, die sich im Innern des Wagens befand, rief vergebens zum Fenster hinaus, er solle abfahren, fort aus diesem Graus — alles verschlang der Tumult.

Da stürzte der Baron, aus der Kopfswunde blutend, an den Wagen, riß den Schlag auf und sprang hinein. Der Kutscher hieb auf seine Pferde, die davonstürmten, als sei die Hölle hinter ihnen. Eine Weile flogen sie so dahin; es schien, als verfolge man sie nicht. Dorette lehnte zitternd in der Wagenecke.

Da traf ein Stein den Wagen, da ein zweiter — die Witenden hatten sich ihnen genähert, indem sie eine Kurve der Straße abgeknitten. Wieder ein Stein! Dorette begann immer lauter zu jammern und rief unaufhörlich: „Aber Ernst, ich begreife Sie nicht — mich mit in die Gefahr zu ziehen — steigen Sie aus! Friedrich — halt — halt! Halten Sie doch, Friedrich!“

Der Baron war ganz perplex. Trotz der furchtbaren Lage, in der er sich befand, ging es ihm durch den Sinn: dies war die zärtlich Verbende, die nichts sehnlicher wünschte als seinen Besitz? Dieses Weib, das ihn, um das eigne Leben zu retten, der Meute da draußen, dem schimpflichsten Tode preisgegeben bereit war? Er wurde ganz verwirrt von diesem unbegreiflichen Umschlag, dazu floß das Blut unaufhaltbar über sein Gesicht — sein Kopf sank in die Polster zurück.

Da — ein Ruck — der Wagen stand! „Gütiger Himmel, Barmherziger, was wird aus uns? Jetzt sind sie den Pferden in die Bügel gefallen!“ Dorette jammerte herzbrechend. „Ernst, Sie müssen aussteigen — Sie können nicht wollen, daß ich mit Ihnen getötet werde —“

Mit großen, irren Augen starrte er sie an, und taumelnd verließ er den Wagen.

Draußen streckten sich zu gleicher Zeit zwanzig Fäuste ihm entgegen, man packte ihn an der Brust — noch einmal erhob sein Arm die Waffe, aber noch ehe er losdrücken konnte, verwandelte sich das Bild.

Ein feuriger Renner bahnte sich einen Weg durch die schreiend zurückweichende Menge, und die ihn ritt, war eine schlank, weiße Frauengestalt, deren Haar und Gewand im Winde flatterten. Mit wildem Zuruf trieb sie ihr Tier mitten hinein in die Schar, und ihre Stimme schallte hell und gellend wie ein Verzweiflungsschrei.

„Laßt ab, ihr Rasenden — Ernst, ich komme, rührt ihn nicht an! — Ernst — Ernst —“ die Stimme brach in einem Laut, halb Schluchzen, halb Jauchzen, als sie endlich vom Pferde herab ihre beiden Arme um seinen Hals warf.

„Mein Geliebter, mein Einziggeliebter!“ stammelte sie und

glitt herab an seine Seite. Fest die Arme um ihn geschlungen, stammelte sie nur noch: „Erst tötet mich — dann ihn —“ dann umfing sie eine Ohnmacht.

Der, den sie mit ihrem Leibe schützen wollte, fühlte neue Kraft durch seine Adern rinnen. Er hob die regungslose Gestalt auf seine Arme und schritt ruhig durch die Reihen der fast ehrerbietig Zurückweichenden. Hier und da trat einer hervor und murmelte schüchtern: „Herr, ihr blutet“, oder „Herr, sie ist euch zu schwer“ — er achtete es nicht. Sie führten das Pferd herbei, daß es es besteige, sie riefen dem davonrollenden Wagen nach, daß er halte — der Baron schritt stumm, seine stille Bürde fest ans Herz gepreßt, den Weg nach seinem Hause zu. Man eilte voran, man räumte eilig Steine und Trümmer vor seinen Füßen fort — er schritt ruhig dahin.

Da erscholl in der Ferne dumpfer Trommelwirbel — ein gleichmäßig dröhnendes Geräusch wurde hörbar: die Truppen kamen. Was die durch den überwältigenden Vorgang bewirkte Erschütterung vorbereitet hatte, vollendete der Anmarsch der bewaffneten Macht: die Menge zerstreute sich in alle Winde. Als der Baron sein Haus erreichte, war er ganz allein.

Durch die zertrümmerte Pforte ging sein Weg in die stillen, finsternen, ausgestorbenen Räume hinein. Im Erdgeschloß befand sich sein Arbeitszimmer; dort trat er ein, und im Lichte des noch immer barmherzig scheinenden Mondes bettete er sein Weib auf einen Diwan. Erst jetzt erblickte er die breiten, roten Streifen auf ihrem weißen Gewande und erinnerte sich seiner Wunde. Müde legte er die Hand an die Stirn, ja, es rann noch immer warm über seine Schläfe. Aber noch so lange mußte er aushalten, bis sie wieder zum Leben erwachte, sie, die ihn mit Todesmut dem elendesten Sterben entzissen hatte.

Er holte Wasser und neigte ihr Gesicht — Gottlob, sie regte sich! Einige Tropfen zwischen die geöffneten, bleichen Lippen, die Augenlider zitterten —

„Erwache, mein Lieblich, mein Leben, mein Weib, mein theures, einzig geliebtes!“ Er warf sich an ihrem Lager nieder, und seine heißen Küsse riefen die Wärme in das weiße Gesicht zurück, bis die großen, schönen Augen ihn ansahen und der ernste Mund flüsterte: „Geliebter!“

Julie war, als sie von den Werten zurückkehrte, sogleich zu ihrer Schwiegermutter geeilt, die halb tot vor Schrecken in ihrem Bett lag. Noch war es ihr kaum gelungen, sie mit tröstendem Gespräch wieder aufzurichten, da begann die Stürmung des Hauses. Hier drinnen im stillen Gemach hörte sich der Lärm noch fürchterlicher an; die alte Dame bebte wie Espenlaub, und als der erste Stein ins Fenster flog, hart an der Kampe vorbei, die auf dem Tische stand, sank sie wie leblos in die Kissen. Nun galt es, die Leidende nach der geschützteren Rückseite des Hauses zu schaffen, sie dort bequem zu betten und die geeigneten Mittel herbeizuschaffen. Dies alles nahm Julie, da die verängstigten Mädchen ihr fast gar keine Hilfe leisteten, so in Anspruch, daß sie von der Ankunft ihres Gatten und den derselben folgenden Vorgängen nichts bemerkte. Als der Wagen davonfuhr, die wütenden Verfolger hinter sich, kam ein Diener herauf und brachte ihr Nachricht. Sie stürzte hinunter und sah, daß es unmöglich für sie war, die Menge einzuholen; da flog sie in den Stall, riß ihr Pferd heraus und stürmte hinaus in die Nacht.

Die Zurückbleibenden hielten nun auch sie für verloren und harrten zitternd, wann die Rote wiederkehren und das Haus zerstören würde.

Als alles still blieb, begann es sich wieder im Hause zu regen. Aus den Manarben, aus den Kellerräumen, von überall her kamen Gestalten geschlichen, noch angstvoll und mit schlotternden Knien, leise auftretend, als könne jedes Geräusch den furchtbaren Sturm, der vorhin das Haus umbraut, wieder entfesseln.

Doch unten nahte dem Zimmer des Barons ein fester Schritt; der Betriebsführer war es, der seinen Herrn suchte. Volkmann hatte noch keine Ahnung von der Verwundung desselben; über die anderen Vorgänge freilich hatten ihn die Spuren auf seinem Wege unterrichtet.

„Kommen Sie, Sie Treuer,“ rief ihm Ernst entgegen, indem er sich aus seiner knien Stellung erhob. Er wollte dem Beamten die Hand reichen, da fühlte er, wie ihn eine Schwäche übermannte, und wortlos neigte er sich auf die Schulter des vor ihm Stehenden.

Volkmann hatte bald übersehen, daß hier ein Arzt noth, und sobald er dem Baron ein Tuch um die blutende Stirn geschlungen hatte und ihn wieder gefaßt und ruhig sah, eilte er hinaus, suchte die Dienerschaft auf und gab die nötigen Weisungen, die allerdings nur dadurch Aussicht auf Ausführung hatten, daß er von den starken Militärposten und Patrouillen erzählte, die die ganze Besetzung umgaben. Dann kehrte er zurück in das Gemach des Hausherrn und machte die Mittheilungen, wegen deren er gekommen war. Das Militär hatte einige Verhaftungen vorgenommen, im übrigen aber wenig zu thun gefunden, da von einem Widerstande der Leute nicht die Rede war. Eine starke Bedeckung war zum Schutze des Hauses zurückgelassen, der übrige Teil der Truppen war abgerückt, um die Gebäude der Besatzung zu besetzen und den weiteren Gang der Dinge abzuwarten. Es kam darauf an, ob die Leute pünktlich zur Frührsicht erscheinen oder nach den Erweisen dieser Nacht nun einen regelrechten Strike in Scene setzen würden; auch konnte es nötig werden, einen besonnenen Teil der Arbeiter, der einzulenken bereit wäre, vor Gewaltthätigkeiten von seiten der anderen zu schützen. Volkmann hatte in Vertretung des Bergwerksbesitzers alle diese Vorkehrungen mit dem Kommandeur besprochen, und da es den Anschein hatte, als sei somit alles für den Augenblick Nötige geschehen, so befolgte der Baron den Rat seines Beamten, jetzt einige Stunden der Ruhe zu suchen, die er sowohl wie seine Gattin dringend bedurften.

Es war einige Tage nach diesen Ereignissen. Fast konnte man diese für einen Traum halten, wenn man heute den ganzen friedlichen Verkehr wieder in vollem Gange sah. Die hohen Schornsteine qualmten ihre schwarzen Rauchsäulen in den blauen Himmel hinauf, die riesigen Dampfschlote stießen zischend weiße Wolken heraus, die Wassermaschinen summteten und rauschten, die Förderwagen rollten auf dem hohen, lustigen Schienenstrange heran — ein imponierendes Bild regter moderner Industrie.

In der That war die ganze große Belegschaft mit ver-

schwindenden Ausnahmen am andern Morgen still und geordnet in den Verlesungsräumen erschienen, und da auch von den Beamten dieser friedlichen Haltung gegenüber jede Anbeutung auf die nächtlichen Vorgänge unterlassen wurde, so konnte man meinen, die schmutzen Muskelriemen da draußen seien zu irgend einem lustigen Soldatenpiel kommandiert, statt zum blutigen Ernst. — Jetzt waren sie wieder in ihre Garnison abgerückt, nachdem neue Revolten ausgeschloffen schienen.

Auch im übrigen waren die Spuren der schrecklichen Nacht zum größten Teil getilgt; freilich der einst sammetgrüne Rasen konnte erst nach Wochen seine sonstige Schönheit wiedererlangen, aber die zerstampften Teppichbeete hatte der Gärtner aus den Treibhäusern neu hergestellt, sodaß sie wieder in köstlicher Farbenpracht leuchteten.

Auf der von Kletterrosen umrankten Veranda erschien jetzt der Baron; die Binde um die Stirn und die Wäffe der Hüfte gaben ihm ein leidendes Aussehen, aber in seinen Augen war das alte freudige Leuchten, als er jetzt mit zärtlichem Blick seiner Gemahlin ins Angesicht sah. Und wie hingebend erwiderte sie den Blick.

„Hast du mich lieb?“ flüsterte sie, das Haupt an seine Schulter geschmiegt.

„Keine Idee — viel zu alt für mich!“ Und er schloß ihr den Mund mit einem Kusse.

„Zehn Jahre älter, als Dorette!“ sagte sie und sah ihn schelmisch an.

Ungeklärt riß er sich los. „Tod und Hölle — schweige!“

Wie sie erschrocken stand, fügte er sanfter hinzu: „Verzeih, Kind — aber den Namen darfst du mir nicht mehr nennen — nie mehr — hörst du?“ Er nahm ihre beiden Hände und zog sie fast ehrfurchtsvoll an seine Lippen. „Du Gbte, Keine, Treue — sprich nicht mehr den Namen aus, der alles, was niedrig und schmachvoll ist, in sich schließt! Laß ihn vergessen sein, wie diese ganze, böse Zeit! Versprich's — zum Zeichen, daß du mir vergebst!“

Sie neigte stumm das Haupt, und ihre ernsten Augen tauchten tief in die seinigen.

Da trat Volkmann durch das Parthor; das Paar ging ihm entgegen, offenbar auf sein Erscheinen vorbereitet.

„Nun, können wir kommen?“ fragte der Baron, und als der Beamte bejahte, bestiegen alle drei den draußen haltenden Wagen. Noch ein fröhlicher Gruß auf den Balkon hinauf, von dem die Mutter lächelnd winkte, und fort ging die Fahrt nach den Gebäuden der Besatzung.

Dort hatte sich auf dem weiten Platze zwischen dem Kesselhause und dem Betriebsamt die ganze Arbeiterschaft versammelt. Die Leute standen auffallend still, fast gedrückt da, und als der Wagen einfuhr, erklangen nur wenige laute Grüße; die Mehrzahl nahm stumm die Mühen ab, wie es sonst nicht Bergmannsart ist.

Auf einem kleinen Vorbau, zu dem eine Freitreppe hinaufführte, hatten sich die Betriebsbeamten versammelt; dorthin begaben sich auch die drei Angekommenen.

Eine lautlose Stille herrschte, als jetzt der Baron, seine Gemahlin am Arm, zu sprechen begann. Seine markige, kommandogewohnte Stimme hatte heute einen eignen milden Klang, der die Hörer mächtig ergriff.

„Leute,“ begann er, „es ist nicht euer Verdienst, wenn ich heute im hellen Licht des Tages vor euch stehen darf. Wäre euer Wille zur That geworden, so läge ich jetzt, ein elend zerstampfter, toter Mann, unter der Erde — und ihr, ihr stündet wegen unerhörter Greuelthat vor euren Richtern! Und wenn ihr weiter euren Willen gehabt hättet, so läge jetzt diese ganze herrliche Besetzung in Asche und Trümmern, das ganze Bergwerk wäre zu Bruch gegangen — und eure Weiber und Kinder könnten im Hunger umkommen.“

Eine Bewegung ging durch die Reihen; hier und da hörte man ein Schluchzen.

Auch die Stimme des Barons war bedeckt, als er jetzt fortfuhr: „Ihr wißt, wer es ist, der euch und mich vor all dem Jammer bewahrt hat — es ist eure edle Herrin hier, meine teure, geliebte Frau! Ihr mögt ihr's danken euer Leben lang und für sie beten, daß es ihr der Herr wohl ergehen lasse, wie es ein solcher Engel verdient!“ Ein paar Thränen rollten dem Sprecher in den Bart, und fest preßte er den Arm der Gattin. „Ich aber, ich will meinen Dank gegen den Allmächtigen und gegen dieses mein geliebtes Weib dadurch bezeugen, daß ich euch alle die Vergünstigungen, die ihr in der nächsten Zeit erhalten haben würdet, nun trotz eurer Rebellion gewähre. Die Räubersführer, die bereits verhaftet sind, mögen ihre Strafe erhalten, aber dann dürfen auch sie zurückkehren und sich mit euch eines friedlichen, sorgenfreien Vorgesetzten gewähre. Das Nähere werden euch eure Vorgesetzten eröffnen. Ich denke, eine Wiederholung des Strikes habe ich von euch nicht zu fürchten; wir werden von jetzt an in Frieden miteinander weiter arbeiten. Nun aber geht und — Glückauf!“

Einen Moment standen die Leute wie betäubt, dann erhob sich eine Stimme: „Und unser Herr und unsere Frau — sie leben hoch — hoch — hoch!“ Da begann ein jubelndes Brausen, ein Hurra- und Hochrufen, das kein Ende nehmen wollte und das freilich anders klang, als das Toben in jener Nacht.

— E n d e . —

Dorfleben in Russisch-Polen.

(Hierzu das Bild Seite 97.)

Nachdruck verboten.

Wie ein graues Bleidach hängt der herbliche Himmel über dem Dorfe. Der Wind schüttelt die entlaubten Bäume, deren kahle Aeste sich nur unklar von dem nebligen Hintergrunde abheben. Nur hin und wieder reißt ein Windstoß ein dürres Blatt vom Baume und treibt es auf dem vom ersten Schnee leichtbedeckten Boden vor sich her, wie das Schicksal ein armes Menschenkind rastlos umherirren läßt, bis es fern von seinen Lieben, verlassen, vereinsamt, wie jenes vom mütterlichen Zweig gerissene Blatt, lebensmüde auf seinem Pfade zusammenbricht.

Es ist ein Gefühl der Schwermut, das uns beim Anblick eines polnischen Bauerdorfes überkommt. Mähl und öde, seelenlos und traurig sind die meisten Landschaftsbilder, denen wir in Russisch-Polen begegnen. Wohin das Auge blickt, nichts als einblos, eintöniges Flachland, abgeholtztes Wälder, deren mächtige Stämme von vergangener Pracht zeigen, in

Verfall begriffene Gutshöfe, schlechte Landstraßen, welche die spärlich gesäten elenden Dörfer miteinander verbinden!

Und wie anspruchslos und genügsam sind die Bewohner dieser stillen Dörfer! Bei den dortigen langjamen Fortschritten des Verkehrs sind die Segnungen der Kultur noch nicht bis in jene entlegenen Winkel vorgebracht. Die Menschen verleben ihr Dasein wie einen Traum, gleich den Pflanzen, denen der Wechsel der Jahreszeiten die einzige Abwechslung in ihrem Leben ist. Wie ärmlich schauen die verfallenen niedrigen Holzhütten aus mit ihren Strohdach- oder Schindeldächern, mit den kleinen, zum Teil mit Papier beklebten Fenstern, meist mit so dicker Schmutzlage bedeckt, daß das Tageslicht kaum durchzudringen vermag. Von den weltbewegenden Ereignissen gelangt so bald keine Kunde in diese entlegenen Hütten! Der Handelsjude, der, den Sack über die Schulter gehängt, die polnischen Dörfer durchwandert, ist der einzige Vermittler des Verkehrs. Kehrt einmal ein fremder Wagen ein, so ist das stets ein wichtiges Ereignis für das Dorf. Auch für den an die unansehnlichsten Stöße der „Brittscha“ nicht gewöhnten Reisenden ist die Raft in einer Dorfschenke von Wichtigkeit; mag der Aufenthalt in der unsauberen Gaststube noch so unerquicklich sein, so bietet er doch die erwünschte Erholung und Stärkung, und die Unterhaltung mit dem geprächigen und auffallend wißbegierigen Karczmarz (Krugwirt) ist immerhin eine interessante Abwechslung nach der langen Einsamkeit auf der Landstraße.

Der polnische Jude ist der geborene Schenkwirt, als solcher ist er die wichtigste Persönlichkeit des Dorfes, in welchem er gewissermaßen die Rolle des Bankiers spielt. Er empfängt den Reisenden an der Thür des Hauses, ehrerbietig die Milke ziehend und mit einem Schwall von Worten die Vorzüge seines „Hotels“ preisend. Als solches kennzeichnet sich das Haus durch das ultramarinblaue Schild mit den darauf gemalten grünen Flaschen, den goldgelben, übereinander gelegten Semmeln und der vielverheißenden russischen Aufschrift Ilubo (Piwo — Bier). Freilich würde eine deutsche Zunge beim Genuß des schalen, matten Getränkes, das hier unter dem Namen „Bier“ verabsolgt wird, arg enttäuscht sein. Schnaps, der in Rußland viel zu teuer ist, wird in weit geringerem Maße verbraucht, als man bei uns gemeinhin glaubt.

Die Schenke (Karczma), zwischen den Bauernhütten und dem Gutshofe gelegen, bildet den Mittelpunkt des Dorflebens. Von hier aus hat man den weitesten und bequemsten Blick, besonders auf die Brennerei, welche den Winter über ihre Spiritusvorräte auf mehr oder minder langen Wagenreihen zur Bahn entsendet.

Der vor der Schenke haltende fremde Wagen hat einige neugierige Zuschauer herbeigelockt, und alsbald entwickelt sich hier eine lustige Scene. „Was sich liebt, das neckt sich,“ darum hat auch der Romeo des Dorfes, ein übermühter, stattlicher Bursche, die Hände seiner „Zulfa“ erfaßt und sucht sie durch eine Pfütze zu sich heranzuziehen. Die Toilette der Dorfschönen ist nicht sonderlich vorteilhaft: die kleinen Füße stecken in weiten, groben Wasserstiefeln, das hübsche dunkle Haar wird von einem nachlässig geknüpften Kopfstuch verdeckt, nur die blitzenden Augen verraten die Frische und Kraft der widerpenstigen Schönen.

Melancholie und Frohsinn gehen unvermittelt nebeneinander. Träumerei, ohne sonderliche Teilnahme schaut der Kutscher von seinem Sitze auf das ringende Liebespaar; regungslos und starr stehen die mageren Köpfe vor dem Wagen, während der Wind unaufhörlich an ihren Mähnen zerrt. Aber die unansehnlichen polnischen Pferde, so dürr und kraftlos sie erscheinen, sind erstaunlich widerstandsfähig, ausdauernd und bedürfnislos, wie dort die Menschen. Nach sechs- oder mehrstündiger Fahrt bedarf es nur kurzer Raft, und die Pferde, die Schenken wie von Eiben haben, greifen wieder frisch aus und ziehen die schwere „Brittscha“ von neuem durch die gottverlassene, öde, traurige Landschaft.

Gustav Dahms.

Modeplauderei aus Wien.

Nachdruck verboten.

Bei Schnee und Kälte, Sturm und Regen hat Göttin Mode eine Fülle bezaubernder Neuheiten erfunden, und während draußen noch der Druck der kalten Wintershand auf dem neuwachenden Leben lastet, blüht drinnen in den eleganten Modeateliers ein so bezaubernder Toilettenfrühling auf, daß selbst die verwöhnteste Wienerin Entzücken verspürt und mit vorahnender Phantasie sich als Trägerin des geschmackvollsten Modells sieht. Da sind für kalte Tage sehr praktische à l'anglaise gearbeitete Kostüme aus Kammergarn, Wisam und Tuch vorhanden, die sich besonders vorteilhaft in den Farben Ruffischgrün, Rosibraun und Erbsengrün ausnehmen. Der glatte Rock, der, im Gegensatz zur jetzt auftauchenden kleinen Schleppe an eleganten Straßenkleidern, fußfrei bleibt, ist vorn durch eine lose Flesche aus breitem Sammetband gepußt, eine aparte Idee, die sich auch an dem Abschluß der enganliegenden, sehr langen Ärmel und dem Stehragen der Taille wiederholt. Auch den langjährigen Bekannten auf dem Modegebiet, den soutachierten Kostümen begegnet man heuer in Menge; sind es doch spezielle Lieblinge der Wienerinnen, welche mit unnachahmlicher Grazie selbst die einfachste Toilette, in der die Vorzüge der Figur zur Geltung gelangen, zu tragen verstehen. Unter den Promenadetoiletten, welche die Bestimmung haben, „am Ring“ den Neid der liebenswürdigen Mitschwestern zu erwecken, sind einige von unvergleichlicher Schönheit, und es ist schwer, aus der reichen Fülle die eleganteste und aparteste herauszufinden.

Wundervoll ist ein Kostüm aus kardinalrotem Kaschmir, dessen vordere Rockbahn reich mit abgeschatteter Stiderei — von Dunkelgrau bis Weiß — bedeckt ist und am Rande und an den Seiten dunkelgrauen breiten Federbesatz zeigt. Die kurze und Schleppe — kaum verdient das winzige Stüchchen, das grazios über den Erdboden schleift, diesen hochtrabenden Namen — fällt von der Taille an in drei Quetschalten herab, zwischen denen je ein Längsstreifen Federbesatz angebracht ist. Die Corsette zeigt einen Sattel aus Federn, rückwärts sowohl als auch vorn, unterhalb dessen der gestickte Kaschmir eingereißt ist und schließt mit einem Medicisgürtel aus Federnbesatz ab, da der Schoß unter dem Rock verborgen wird. Ein graues Plüschmantelet mit dunklerer Verzierung aus Seidenpassementerie, einer Umrandung grauer Federn und kardinalfarbener Seidenfutter, dergleichen ein großer, runder, grauer Filzhut mit grau und kardinalrot gemischten Federn vervollständigen aufs vorteilhafteste die distinguierte Toilette.

Auch ein Kostüm aus gestreiften Sammet- und gestickten

Tüllstreifen, einem schweren Atlasuntergrund aufliegend, erregt gerechte Bewunderung, zumal durch den eigentümlichen Effekt, den die Zusammenstellung des schwersten und leichtesten Materials hervorbringt. Der schlichte vordere Rock zeigt abwechselnd ca. 20 Cent. breite dunkelviolette Sammetstreifen und gleichbreite schwarze Tüllstreifen, die eine zierliche Handstickerei in Mattheliotrop und Creme — Palmetten darstellend — ziert. Schlichter Sammet bildet die rückwärtige Trouffierung und die Taille, die ein Plastron des gemusterten Stoffes — horizontal genommen — und ebensolche Puffen, welche nur bis zum halben Oberarm reichen, unterhalb dessen wieder der glatte Sammetärmel sichtbar wird, aufweist. Ein gleichfarbiger Sammetdolman und ein Capotehütchen aus gleichem Material, durch blaßviolette abgeschattete Federn oder ein Büschel Heliotrop gepußt, giebt dem Ganzen erst sein charakteristisches Gepräge.

Sehr vornehm wirkt auch eine schwarze Tuchtoilette mit gesticktem schwarzem Tablier, zu beiden Seiten durch breite Krimmerbandeaux abgeschlossen, rückwärts in leichte Falten mit kleiner Schleppe auslaufend. Dazu ein Doppeljäckchen, das sich vorn über einem Einsatz von Krimmer öffnet, und ein Toque aus gleichem Pelzwerk mit eingedrücktem Kopf und seitwärts angebrachtem schwarzweißen Reifer. Freilich der rechte Chic (den unser Herrgott bekanntermaßen den bezaubernden Wienerinnen als Patengeschenk in die Wiege gelegt hat) muß dieser distinguierten Frühjahrs-toilette noch durch eine graziose, ammutige Trägerin verliehen werden.

Für den Wagen bevorzugt man heuer wieder mehr die Seidenkleider, wie es denn auch für eine elegante vornehme Frau kaum etwas Kleidamerer und Würdigeres geben kann; die jungen Mädchen hingegen bleiben nach wie vor den helleren, leichteren Wollenstoffen gewogen und wagen sich noch nicht an das schwere seidene Material. Letzteres ist von überraschend schöner Wirkung in einer Toilette aus holzbraunem, in sich selbst durch Blümchen gemustertem Ottoman, deren Rockrand reich mit breiter schwarzer Passementerie geschmückt ist, die man auch als Plastron, Stehfragen und Kermelabschluss an der Taille verwendet hat.

Für ganz junge Mädchen sei noch ein allerliebtes Kostüm erwähnt, das sicher jedes „Bachschierz“ höher schlagen läßt. Die Taille, welche in den Rock eingesteckt wird, besteht aus altblauem Wollenstoff und ist blusenartig unter einem breiten Sattel angereicht, der gitterartig mit ganz schmalen tiefblauen Sammetbändern benäht ist; den Stehfragen bildet ein breites Sammetband, in einer Schleife endigend, desgleichen sind auch die weiten Kermel unterhalb des Ellbogens abgeschlossen. Der glatte Faltenrock ist sechsmal am unteren Rande durch übereinanderlaufende Sammetbändchen verziert, und um die Taille legt sich ein mit lang herabfallenden Enden abschließender Empiregürtel aus Sammet. Ein dunkelblauer Sammethut mit hellen und dunklen Federn und ein loses Sammetjäckchen erhöhen noch den vorteilhaften Eindruck dieses allerliebsten Anzuges, der auch in der Zusammenstellung von erbsgrünen und schwarzen Sammetbändern gleich geschmackvoll erscheint und zumal brünetten jungen Damen vortrefflich steht.

Was die Hüte betrifft, so ist die allzu flache Form an dem energischen Widerstand gescheitert, den die hohen Frisuren der Wienerinnen ihr entgegensetzten, und man kann auf diesem Gebiete ein größeres Aufwärtstreben notieren. Die großen runden Hüte giebt sich fast unter der Fülle mächtiger Straußenfedern, die sie bedecken, doch auch graziose Bandarrangements in dreierlei Farbe sind an der Tagesordnung, so zum Beispiel auf einem schwarzen Hut eine Flechte aus rosa, altblau und altgold Sammetbändern, vorn in einer hochstehenden Schlinge endigend. Auch die ersten Blumen wagen sich schüchtern hervor, jedoch nur solche, denen die vorherrschende Kälte selbst bei dem Wunder, daß sie sich aus künstlichen in lebende verwandeln würden, nicht viel anhaben könnte. Holly (Stechpalme), jene reizenden Zweige mit grünen, glänzenden Blättern und roten Beeren, Hopfen mit seinem zarten Grün, Edelweiß und Alpenrosen erfreuen sich besonderer Gunst, und von dem alten Sprichwort ausgehend: „Unkraut vergeht nicht,“ wagt sich auch gar manches Sträußchen Schafgarbe, Butterblume, Matschrose, Federnelle in die noch winterliche Atmosphäre und findet auf den zierlichen Capotehütchen eine Heimstätte.

Die Jacken, welche im Winter etwas länger geworden waren, haben sich so schnell die Gunst ihrer Trägerinnen zu erobern gewußt, daß man sie nicht nur nicht verkürzen, sondern sogar noch um einige Centimeter verlängern will; allerdings werden sie dann zumeist enganliegend getragen, chic gemacht, jedoch ohne einen andern Schmuck, als einen schmalen Pelz- oder Sammetkragen und gleichen Manschetten. Auch die unscheinbaren, aber prächtig wärmenden, gestrickten englischen Handschuhe tragen dem Wechsel der Jahreszeit Rechnung und räumen ihren schöneren Schwestern das Feld. Graue und rehbraune Glacehandschuhe mit dunkleren dicken Nähten sind jetzt sehr beliebt und erscheinen gleich chic, in der hellsten wie in der dunkelsten Nuance.

Die Entoutcas werden in der diesjährigen Saison meist aus schwerer uni Seide gefertigt, und nur wenn man einen solchen besitzt, sollte man sich den Luxus gestatten, daneben noch zu diesem oder jenem Seidenkleid einen aus demselben Stoff gefertigten Schirm sich zulegen. Da die Stöcke derselben auch heuer noch besonders hoch sind, ziert man sie mit Vorliebe durch frische oder künstliche Blumenbouquets, die in der Mitte des Stiels mit einer kleinen Schleife zu befestigen sind. Die Griffe aus Jaspis, Silber, Lapislazuli, Gold und Achat, die zwar schon lange das Feld behaupten, erfahren alljährlich eine kleine Umgestaltung, die ihnen ein fast fremdes Gepräge aufdrückt und sie stets neu und apart erscheinen läßt; besonders die Tierbilder aus getriebenem Silber oder Gold stehen in hoher Gunst, und es gilt jetzt als high fashionable, wenn man zufällig ein Pferd, ein Einhorn oder einen Löwen im Wappen führt, dieselben auch auf dem Schirmknopf in getreuer Nachbildung zu befestigen.

Von den Fächern sei noch gesagt, daß sie zwar durchwegs in dunklen Farben und undurchsichtigen Stoffen gehalten, aber mit einem mächtigen Strauß gemalter Blumen bedeckt sind. Eine frohe Vorbedeutung, meine liebenswürdigen Leserinnen, für ein blütenreiches, dornenloses Leben!

Sillian.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „März“.

Fig. 1. Kleid aus Tuch. Der Rock aus Taffet ist am unteren Rande mit zwei einander ausliegenden, je 7 Cent. breiten, ausgezackten Frisuren von Taffet begrenzt, deren obere in Plüßfalten gebrannt ist, und hinten, 48 Cent. weit vom oberen Rande entfernt, mit einem 30 Cent. langen Stahlreifen versehen, an dessen Querschnitt



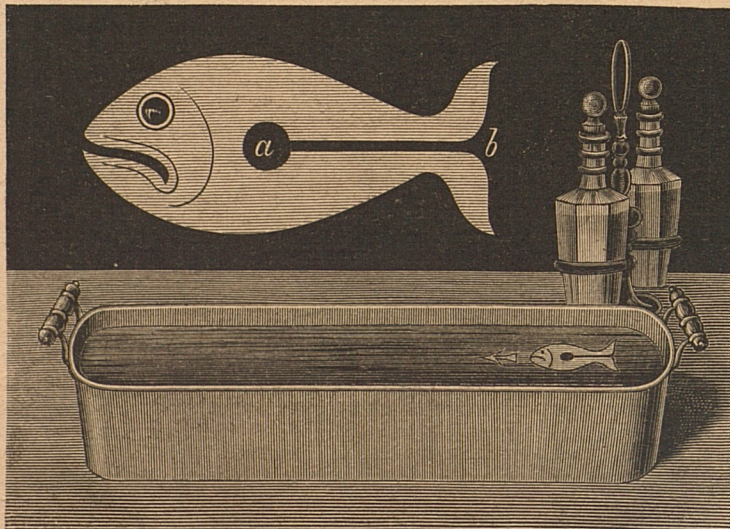
seiten man 9 Cent. lange Gummispangen befestigt, die mittelst Haken und Dehen zusammengehalten werden. Das Ueberkleid aus Tuch ist längs des unteren Randes mit einem 3 Cent. breiten Streifen von dunklem Sammet begrenzt und, wie die Abb. zeigt, mit einer in Seidenstickerei, sowie mit Seiden- und Goldschnur ausgeführten Bordüre ausgestattet. Gleiche, oben breite, sich nach unten zuspitzende Bordüren, sowie Sammetstreifen garnieren lazarartig die Vorderteile, die unterhalb der Garnitur mit Haken und Dehen zusammengehalten werden. Ein an der linken Seite geschlossener Stehfragen aus Sammet, welcher vorn mit Stickerei verziert ist, sowie Sammetteile an den Kermeln, deren Ansatz Stickereibordüre deckt, vervollständigen das Kleid (siehe auch die obenstehende Rückansicht).

Fig. 2. Kleid aus reps ottoman. Das Kleid ist aus reps ottoman gefertigt und mit gestickten Bordüren verziert, die mit gleichfarbiger abgeschatteter Seide im Klattstich ausgeführt sind; für dasselbe fertigt man den Rock 208 Cent. weit aus Taffet, verzieht ihn unten mit einer 10 Cent. breiten, ausgeschlagenen Frisur von gleichem Stoff und hinten 28, 50 und 70 Cent. weit vom oberen Rande entfernt mit 36, 40 und 45 Cent. langen Stahlreifen, die mit Bändern zurückgebunden werden. Die Garnitur besteht aus einem an der linken Seite 46, im übrigen 24 Cent. hohen, 275 Cent. weiten eingereichten Bolant von reps ottoman, sowie aus einem Garniturteil von gleichem Stoff, der, wie ersichtlich, in Falten arrangiert und am vorderen übertretenden Rande mit Stickerei verziert ist; den oberen Rand des Rockes begrenzt ein Gürtel aus schwarzem Sammetband, der an der linken Seite geschlossen ist und daselbst mit einer Schleife abschließt (siehe auch die obenstehende Rückansicht). Die faltig arrangierte, herzförmig ausgeschchnittene Taille ist vorn übereinandertretend mit Haken und Dehen geschlossen, wie ersichtlich, mit gestickten Rebers ausgestattet und längs des Ausschnittes mit fragenartigen Sammetteilen garniert. Bauschige Kermel, die je mit einer gestickten Manschette abschließen, vervollständigen die Taille, deren kurzer Schoß unter dem Rock getragen wird.

Bezugsquelle der Modelle: Berlin, Mode-Bazar Gerson u. Comp.

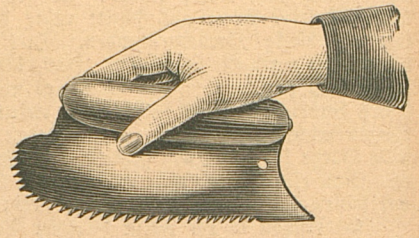
Allerlei Kunststücke.

Wie man einen Fisch aus Papier zum Schwimmen bringt. Man schneidet aus gewöhnlichem Papier einen Fisch in Form und Größe dem ähnlich, den unser Bild zeigt, aus. Im Mittelpunkte des Fisches wird eine kreisrunde Öffnung (a) ausgeschnitten, die in eine schmale Spalte bis zur Mitte des Fischschwanzes (b) verläuft, sodas ein offener Kanal (a b) entsteht. Man füllt nun einen länglichen Behälter — am besten einen Fischtefel — mit Wasser und legt den Papierfisch sorgfältig so auf die Flüssigkeit, daß seine Unterseite überall gleichmäßig benetzt ist, seine Oberfläche dagegen vollständig trocken bleibt. Um nun zu zeigen, daß der Fisch sich vorwärts bewegen werde, ohne Stoß und ohne Blasen, läßt man vorsichtig einen Tropfen Del auf die Öffnung a fallen. Das Del sucht sich auf der Oberfläche des Wassers auszubreiten, vermag dies indes nur dadurch, daß es den kleinen Kanal a b passiert. Der Rückstoß des abfließenden Deles ist aber stark genug, um das Papier auf der Wasseroberfläche vorwärts zu treiben, sodas es ausfließt, als erhielte der Fisch Leben und schwämme durch eigene Bewegung.



Wirtschaftsplaudereien.

Neuer Patent-Fleischschaber und Fischschupper. Der nachstehend figurierte kleine Apparat eignet sich vorzüglich zur Bereitung von geschabtem Fleisch, und zwar wird solches durch die zweifach angeordneten Zähne des kleinen Instrumetes viel feiner hergestellt, als durch Anwendung von Fleischhackmaschinen und ähnlichen Apparaten, während andererseits die im Fleische befindlichen Sehnen nicht mit zerissen werden, sondern auf dem Brette liegen bleiben. Desgleichen hat sich der Apparat zum Schuppen von Fischen bewährt und erfüllt in jedem Falle seinen Zweck vollständiger als ältere Apparate, so z. B. auch bei Karpfen, Schleien und dergl., deren Schuppen man bisher nur durch Begießen mit kochendem Wasser entfernen konnte, ein Verfahren, welches die Haut der Fische angriff und letztere häufig unansehnlich machte. Behufs Anwendung des Schabers schneide man das Fleisch in ca. 1—1½ Cent. starke Scheiben der Längsfaße nach, halte dasselbe mit der linken Hand und führe sodann das Instrument wie aus der Abbildung ersichtlich. Beim Fischschuppen gebrauche man den kleinen Apparat in derselben Weise den Schuppen entgegen. Der neue patentierte Fleischschaber und Fischschupper ist aus vernickeltem Metall gefertigt, mit poliertem Holzgriff versehen und kostet 1.25 Mark, bei portofreier Zusendung innerhalb des deutsch-österreichischen Postverbandes 1.50 Mark.



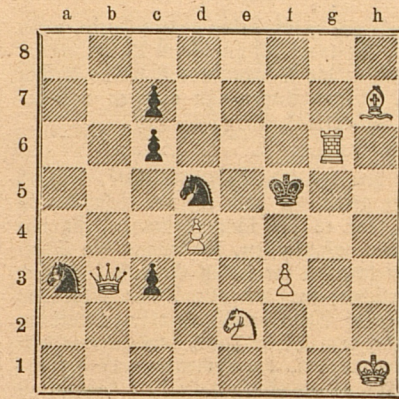
Bezugsquelle: Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

Schach.

Aufgabe Nr. 261.

Von F. Cleave.

Schwarz.



Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 259 Seite 59.

Weiß.

1. S e 6 — f 8.

Schwarz.

1. Beliebig anders.

Weiß.

2. D. oder S. (durch

Abzugschach) matt.

Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 114.

Eine Gärtnerin machte sich die Berechnung, daß wenn sie von einer Kollektion von Rosenstöcken, deren Zahl 150 überstieg, jedoch geringer als 200 war, täglich 8 verkaufte, zuletzt 7; ebenso, wenn sie täglich 5 verkaufte, zuletzt 2 übrig blieben.

Wie groß war die Zahl der Rosenstöcke?

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 112 Seite 59.

Das Rätsel lautet:

Mein Ganzes prangt mit Vögeln, Fischen,
Und andern Dingen auf den Fischen;
Veränderst du der Silben Stand,
So ist es als Karte dir bekannt.

(Körner.)

Die Lösung des Rätsels ist:

Aspil, Bil-(Bique)-As.

Das magische Quadrat besteht aus folgenden Ziffern:

1	35	34	3	32	6
30	8	28	27	11	7
24	23	15	16	14	19
13	17	21	22	20	18
12	26	9	10	29	25
31	2	4	33	5	36

Auflösung des Rätsels Seite 59.

Papaver Papa (Water), ver (Frühling), Papaver (Mohn).

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonentenkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Verschiedenes. K. F. in Bamberg. 1) In der Schweiz werden allerdings weibliche Postbeamte, besonders zum Schalterdienst, verwendet, z. B. auf dem Mtg, dem Gießbach u. f. w., indes nur geborene oder naturalisierte Schweizerinnen. Näheres erfahren Sie durch die Postbehörden der Schweiz. 2) Wenden Sie sich an das Königl. Generalpostamt in München.

W. M. in Usedom. Die „Luise-Stiftung 1776—1876“ ist aus Anlaß des 100. Geburtstags der unvergesslichen Königin Luise am 10. März 1876 begründet und bezweckt vornehmlich die Unterstützung begabter, würdiger und bedürftiger Kinder ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses. Die Bewilligung erfolgt alljährlich am 10. März. Vorsitzender des Kuratoriums ist der Generalstabschef Graf von Waldersee (Berlin NW., am Königsplatz 6).

Kleinstädterin (D-n). Die Handschuhe dürfen niemals dunkler als ihre Umgebung gewählt werden! Sie müssen, falls sie nicht weiß sind, einen Gegenlag zur Farbe der Robe bilden.

W. v. N. in F. Das Citat lautet: „Sende nicht Worte mit fliegender Eile! — Brennende Worte sind brennende Pfeile. — Töten die Mihe der Seele so schnell; — Schwer ist zu heilen, doch leicht zu verwunden; — Schnell ist verloren, doch wiebergefunden — Ist nimmer so bald!“ Helene J. in D. „Domino“ (italienisches Wort) bezeichnet ursprünglich die Winterkleidung der Geistlichen: der domini, wie sie vom Volke genannt werden.

Die nächste Nummer (Nr. 11) erscheint in 14 Tagen.

Da der „Bazar“ vierteljährlich 12mal erscheint, das Vierteljahr aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Quartal eine Woche, in der keine Nummer ausgegeben wird.